

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

23.7.1922 (No. 30)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 30



23. Juli 1922

## Arthur Waldenaire / Weinbrenners Bebauungsplan zum Ettlinger-Torplatz in Karlsruhe.

Bei dem Meinungsstreit um die künftige Gestaltung des Ettlinger-Torplatzes war die Erörterung der Entwürfe Weinbrenners für den Ausbau Karlsruhes von grundlegender Bedeutung, und die Frage, in welcher Weise wohl der Künstler das Gelände vor dem Tor ausgebaut haben würde, spielte dabei eine besondere Rolle. Obwohl in fast allen nach 1800 gezeichneten Plänen dieser Eingang zur Stadt von Süden her durchweg mit einer halbkreisförmigen Erweiterung wieder gegeben ist, obwohl man an Hand eines vorgefundenen Planes nachzuweisen suchte, daß die daselbst im Bogen dargestellten Fassadensysteme der mittleren Stadtgegend für den Platz am Ettlinger Tor gedacht waren\*), so erklärte man dennoch, daß die mehr oder minder skizzenhaft angedeutete Form dieses Kreisplatzes auf den alten Stadtplänen nur provisorischer Art und nur für eine Pflanzung maßgebend gewesen sei, daß es einen Bebauungsplan mit Anlagen von Gebäuden, von Weinbrenner entworfen, nicht gäbe, daher auch nicht mit Sicherheit gesagt werden könne, wie der Künstler den Platz ausgebaut hätte.

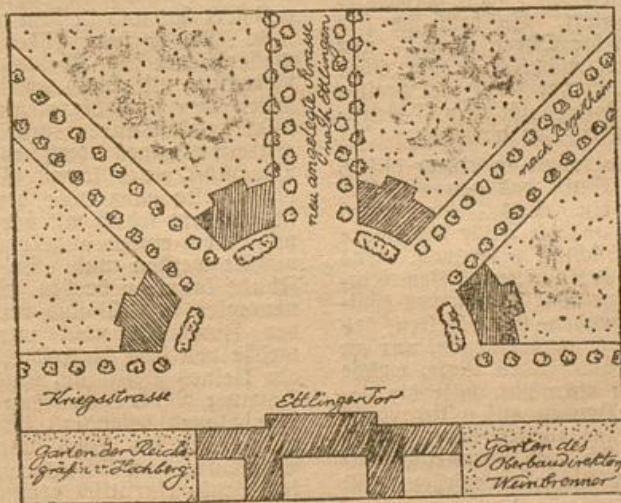
Im hiesigen General-Landesarchiv hat sich nun der Bebauungsplan Weinbrenners für den Ausbau des Ettlinger-Torplatzes gefunden. Wie nebenstehende Kopie erkennen läßt, zeigt er einen halbkreisförmigen Platz, der mit Rücksicht auf die folgenden Platzräume der Karl-Friedrich-Strasse und in feinsinniger Einstellung des Maßstabs auf deren Bedeutung und Größe von geringem Ausmaß ist, bedeutend kleiner als die bekannte von dem Architekten Hans Schmidt entworfene Anlage. Auf der Südseite wird der Platzraum von zweistöckigen, modellmäßig ausgebildeten Wohngebäuden umschlossen.

Anlaß zu diesem Entwurf gab eine am 15. März 1811 von Karlsruher Bürgern an den Großherzog gerichtete Eingabe um Zuweisung von Bauplätzen „außerhalb dem Schloßtor auf

\*) Siehe Sonntag-Zeitung des Karlsruher Tagblatts Nr. 16. Jahrgang 1914: Erweiterungsentwürfe Weinbrenners für Karlsruhe.

der Beyertheimer Nachtweide“. Die dort zu erbauenden Häuser heißt es in dem Gesuch, würden sicherlich „eine angenehme Vorstadt ausmachen, ohnebeschadet der Aussicht dasiger Anlagen, die Monotonie schicklich unterbrechen und ein mahlerisches Ganze bilden.“ Unterschrieben hatten: Baumeister Fischer, Kaufmann Reinhard, Friedrich Gsell, der Zimmermeister Ludwig Weinbrenner, Philipp Helmle, Hellers Wittib und Schreinermeister Himmelheber.

Weinbrenner fertigte hierzu zwei Entwürfe, die in der Fassung eines halbkreisförmigen Platzes — bei dem einen Plan um einige Fuß kleiner — ziemlich gleich sind, und übersandte sie an Staatsrat Volz mit beifolgendem Begleitschreiben:



„Hochwohlgeborener hochgeehrtester Herr Staatsrath!

Da ich diesen Nachmittag auf einige Tage in Geschäften nach Baden reise und Sie es, nach der Aeußerung des Herrn Baumeisters Fischer, noch vor derselben zu wissen verlangen, welche Meinung ich über die in Vorschlag gebrachte Aebauung außerhalb dem Ettlinger Thor habe, so wollte ich hierdurch Euer Hochwohlgeboren bemerken, daß ich die Ausführung derselben nicht nur allein zweckmäßig und der dasigen Anlage entsprechend finde, sondern daß ich sogar glaube, daß eine solche

Ueberbauung nach einem guten Bauplan, den Eingang in die Stadt, noch sehr verschönern wird.

Mit ausgezeichnete Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn  
Euer Hochwohlgeboren ergebenster Diener  
Fr. Weinbrenner.“

In einem hernach am 30. März 1811 an den Großherzog gerichteten Gesuch legte Baumeister Fischer nochmals alle Vorteile dar, die für den Ausbau des Ettlinger-Torplatzes nach dem von Weinbrenner gefertigten Entwurf sprächen. Er nehme sich die Freiheit, heißt es darin, nachzufragen, „daß a) in artistischer Hinsicht der Oberbaudirektor, seine Erklärung hierüber schriftlich dem Directorib, des hochpreiblichen Finanz-Ministerii Domainen Departements dahin ge-



geben: daß ein solcher Ausbau nicht nur der Aussicht dastiger Anlagen keineswegs nachtheilig sei; sondern im Gegentheil, unter Voraussetzung eines gut gewählten Plans, den Eingang zur Stadt noch angenehmer machen werde; b) in polizeilicher Hinsicht dieses Gelände weder dem Staat, noch denen anstößenden Güterbesitzern auf keine Art einen Nachteil verursachen könne, weil solches unmittelbar unter den Augen der Thormache und man das Vertrauen hegen darf, daß kein unanständiges Gebäude herzustellen man intentioniert sei; c) in politischer Hinsicht und hinsichtlich der herrschaftl. Gartenanlagen daselbst: anliegende Erklärung des Herrn Oberhofmeisters und Geheimen Raths von Berchheim sei Beweis, daß Ihre Hoheit die Frau Markgrävin gegen diesen intentionierten Bau selbst, so wie wegen der Aussicht höchst Ihres Gartens nichts zu erwähnen finden; d) in ökonomischer Hinsicht, daß gnädigste Herrschaft keine Auslage für den Ankauf des Terrains zu machen habe, wogegen dieser Platz, der gegenwärtig gar keinen Ertrag leistet, urbar gemacht, gleichbar bezahlt werden muß und also höheren Nutzen gewähren würde."

Das Finanzministerium indessen versagte die Genehmigung. Zwar gab man zu, daß der Eintritt in die Stadt durch die von Weinbrenner vorgeschlagene Bebauung sehr verschönert werde, allein man war der Ansicht, daß die dort liegenden Bauplätze kumpfig wären, weshalb der Bau von Häusern kostspielig und das Trinkwasser gesundheitschädlich sei. Die Kriegsstraße aber sei keine Wohnstraße, sondern für durchziehende Truppen angelegt worden, damit bei etwaigen Explo-

sionen der Munitionswagen für die Stadt kein Gebäudeschaden entstehe. Außerdem zersplittere sich der Ausbau Karlsruh's durch zu weit gehende Eröffnung von Bauquartieren immer mehr, denn viele Plätze in den neu angelegten Straßen seien noch unbebaut. Im übrigen sei der Großherzog wegen der Beschränkung der Aussicht gegen die Errichtung von Häusern vor dem Ettlinger Thor.

Der Ausbau des Ettlinger-Thorplatzes unterblieb somit für immer. Daß der von Weinbrenner angegebene halbkreisförmige Rundplatz späterhin grundlegend blieb, beweist heute noch die schräge Stellung des dort errichteten Monuments des Bürgermeisters Winter und des Kriegerdenkmals. Der Bebauungsplan aber läßt erkennen, daß Weinbrenner mit Rücksicht auf die folgenden Plätze der Karl-Friedrich-Straße — am Ettlinger Thor — an keinen Platz monumentalen Gepräges, sondern nur an eine Markierung der Einleitung nach der Stadt zu dachte. Dieser Einschnitt ist städtebaulich heute noch ebenso berechtigt, wie vordem, ja erforderlich für die Unterbringung von Verkaufsbuden, einer öffentlichen Bedürfnisanstalt, Umsteigstellen, Aufstellung von Autos und Droschken usw., Bedürfnisse, die dort unbedingt auftreten werden und die ohne einen ihnen zugewiesenen Platz verkehrshindern würden, wenn die Kriegsstraße in glatter Flucht durchgeführt würde. Ob nun die Einmündung zur Stadt, diese Markierung des Gelenks zweier Städte, dieses Brennpunkts der hier zusammentreffenden städtebaulichen Entwicklungen, halbkreisförmig oder rechteckig ausgebildet wird, mag dahingestellt sein.

## F. Wähle / Ein Bildwerkfund bei Rehl.

Im Frühjahr 1921 ist in dem zwischen Eckartsweier und Hesselhurst gelegenen „Willstätter Wald" (Bezirksamts Rehl) bei Ausrodung eines Hiebsschlages desselben ein Bruchstück eines Bildwerkes gefunden worden, welches zurzeit von dem Domänenamt in Rehl aufbewahrt wird. Das Fundstück stammt aus römischer Zeit und ist ein Teil einer nahezu lebensgroßen Darstellung des Gottes Merkur. Erhalten ist der Kopf und der obere Teil des Halses; eine scharfe, im ganzen wagerechte Bruchfläche weist auf gewaltsame Trennung des Stückes von einem Standbilde hin. Mundgegend, Nase und Hinterkopf sind durch Abschläge beschädigt; daneben beobachtet man an einzelnen anderen Stellen des Kopfes weitere Unvollständigheiten, welche offenbar in natürlichem Abbröckeln des sonst sehr festen Steines ihre Ursache haben. Das Material ist ein rötlicher Sandstein, welcher den Schichten des Buntsandsteines oder des Rotliegenden entstammt, jedenfalls dem Flußgebiet der Kinzig nicht fremd ist.

Das Stück ist das sehr primitive Werk eines Steinmeßers, welcher seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Die Modellierung ist plump und nicht proportioniert. So hebt sich das Kinn kaum gegen den Hals vor, und die Ohren sitzen — nur nebensächlich behandelt — viel zu tief, nämlich in der Höhe des Mundes! Ja, von oben gesehen, ist der Kopf viel breiter als tief; von der Nase bis zum Hinterhaupt mißt man 17 Zentimeter, von rechts nach links dagegen 20 Zentimeter!

Das Gesicht ist bartlos; das Haar rahmt in einem Bogen, die Strähnen schematisch angehenden Wulst das ganze Gesicht bis zum unteren Ansatz der Ohren ein. Das Fehlen eines Bartes, die runden Formen der Büge und die Fülle der Haare lassen eine weibliche Darstellung beabsichtigt erscheinen. Und doch ruft nur das Nichtkönnen des Steinmeßers diesen Eindruck hervor. Denn beabsichtigt ist eine Darstellung des Gottes Merkur gewesen, welche in folgenden Einzelheiten des Bildes zum Ausdruck kommt. Bei einer eingeringelten, nur an den schadhafte Stellen des Stückes aussehenden Linie, welche kreisförmig Scheitel und Hinterhaupt einrahmt, hört die geschilderte Art der Modellierung des Haares auf. Innerhalb dieses Kreises ist die Oberfläche platt gearbeitet, bezw. gleichmäßig gekörnt, und aus ihr erheben sich zwei hornartige Anfänge über der Stirn: das ist der mit Flügeln versehene Hut des Gottes Merkur.

Trotz oder vielmehr gerade wegen der äußerst primitiven Büge bildet das Fundstück eine wertvolle Bereicherung der römischen Plastik aus Baden. Als Vertreter der primitiven „bäuerlichen" Kunst veranschaulicht es den großen Abstand derselben von dem hohen, in den Städten vorwiegend gepflegten Kunstvollen. Man bedauert, nur einen Teil der ganzen Figur zu besitzen und sucht unwillkürlich sich ein Bild derselben zu machen, indem man die ungelübte Hand eines biederen, sonst ländliche Steinbauten ausführenden Steinmeßers in der Wiedergabe der ganzen menschlichen Gestalt sich

versuchen läßt. Mag dabei auch etwas entstehen, was nicht den Ehrentitel eines Kunstwerkes verdient, weil die sonst nur Werksteine zerschlagende und Mauern erbauende Hand der Aufgabe nicht gerecht wurde — als ein Zeugnis der Ansprüche der bäuerlichen Bevölkerung des Zehntlandes und des Eindringens des römischen Vorstellungskreises in sie — ist der neue Fund doch von Bedeutung. Das Dahinleben des Landvolkes in großenteils primitiven Verhältnissen neben der in den größeren Städten entfaltenen und von da nicht selten auf das flache Land ausstrahlenden Kultur zu studieren, diese Aufgabe der heimatischen Archäologie als einer historischen Wissenschaft kann nur gelöst werden, wenn die so unheimbaren Funde von der Art dessen aus dem Willstätter Walde in demselben Maße Beachtung finden, wie die dem Auge wohlgefallenden Zeugnisse der sogenannten „hohen Kunst".jene sind für die Geschichte nicht minder wertvoll wie diese.

Noch aus einem andern Grunde beansprucht der neue Fund unser Interesse. Er stammt aus dem Hanauerland, welches an Funden aus vorgeschichtlicher Zeit fast nichts bisher geliefert hat und in dem auch römische Funde sehr selten sind. Die geringe Höhenlage des Landes über dem Grundwasserspiegel des Rheines haben in der Vergangenheit die Bedeckung mit Wald und Sumpf zur Folge gehabt. Infolgedessen war auch die menschliche Besiedelung bis zum Mittelalter daselbst nur gering. So versteht man, warum bis heute erst ein einziges römisches Bildwerk von dort bekannt ist: ein Bruchstück eines sogenannten Viergöttersteines, welches in Eckartsweier, also ganz nahe dem neuen Fundort, gehoben worden ist, bei dem jedoch mit der Möglichkeit stattgehabter Verschleppung vor einem anderswo zu findenden Aufstellungsort gerechnet werden muß. An diese Möglichkeit ist bei dem neuen Funde kaum zu denken. Nach den Ermittlungen des Domänenamtes in Rehl sind bei der Waldrodung in der Umgebung der Fundstelle nicht wenige Werksteine gefunden worden, welche von dem Unterbau des Bildwerkes herrühren oder auf ein kleines Seitentum hindeuten mögen. Bei der Armut des Hanauer Landes an römischen Funden ist die Lage des Fundplatzes besonders interessant; denn er befindet sich nicht neben der das Land durchziehenden römischen Straße von Straßburg nach Offenburg, wie man das in einem waldbedeckten Lande eigentlich erwarten sollte, sondern 3 Kilometer abseits von ihr. Möglich, daß da im Waldesdickicht ein Seitentum sich befand.

Hoffen wir, daß die Rodungstätigkeit in diesem Jahre, welche in unmittelbarer Nähe des Fundplatzes einsetzt, Teile des Bildwerkes und auch Werksteine zutage fördert, die eine Vorstellung von der Aufstellung desselben und der Gestaltung seiner Umgebung uns geben. Es sind der Fragen, welche an die Auffindung des Kopfes im Willstätter Walde sich knüpfen, zu viele, als daß von den Schänen, welche der Boden heute dort vielleicht noch birgt, auch nur ein Bruchteil verloren gehen darf.



## Friederike Gmelin / Frauen.

## Gudrun.

Um ihre schmal geschloss'nen strengen Rippen,  
Um ihrer königlichen Brauen stolze Bogen  
Spannt sich das herbe Nein, und hinter kühler Stirne  
Ist leidenschaftlich buntes Gehr und Wogen.

Die Nächte sehen ihres Heimwehs Tränen  
Und hüllen schwarz in sich ihr trauernd Sinnen,  
Des Tages Sonne spielt um ihre Ruhe  
Und ihren Trost. Und kriecht Verblendens Rinnen . . .

## Sankta Elisabeth.

Inmitten jener, die mit eilen Dünsten  
Der Seuchen und des Darbens alles füllen,  
Steht sie, die schöne Heilige, die gekommen,  
In blasse Lieblichkeit das Leid zu hüllen.

Das hochgeschürzte Kleid birgt tiefes Wunder,  
Die Kunde eines gold'nen Himmelsbundes,  
Der Duft der Rosen zieht um die Berderbten  
Und kost das feuchte Rot des heil'gen Mundes.

## Karl Berner / Durchs dunkle Tor.

Nie wird es wieder, wie es war . . .  
Du mußt, ein Fremdling, dich bescheiden;  
Von alten Freuden, alten Leiden  
Hängt dir ein Silberseim im Haar.

Ein neu Geschlecht, im Kampf gestählt,  
Will seiner Zukunft Burgen bauen —  
Und du, du kannst nur rückwärts schauen  
Und keinem sagen, was dich quält.

Du stehst in jedem Abendrot  
Der Sehnsucht goldne Türme ragen,  
Und eines Morgens wird man sagen:  
Der sonderbare Klaus ist tot.

\* \* \*

Philipp Köstlin war mit großen Schritten auf und ab gegangen und hatte dann die Verse in einem Zuge niedergeschrieben. Er bewohnte immer noch die große Giebelstube des Waldhüterhauses, wo er vor zwanzig Jahren eingezogen war. Als er aus Fenster trat, stand die Sonne wie ein goldener Schild auf dem Kamm der Vogesen. Draußen stieg der Rauch aus den Kaminen und legte sich wie ein leuchtendes, wallendes Gespinnst über die Dächer und Giebel der alten Schwarzwaldstadt. Draußen im Sundgau donnerten die Kanonen; hoch in den Lüften aber zog ein deutscher Flieger seine Bahn, und die sinkende Sonne ließ von Zeit zu Zeit sein Flugzeug aufleuchten, daß es ausfah wie eine silberne schimmernde Vögel. Philipp Köstlin sah lange hin. Plötzlich wußte er's: was dort seine Kreise zog, einsam, in schwindelnder Höhe, war Deutschland. Wehe, wenn eine Schraube sich lockerte . . . wenn ein verborgener Schaden schon vor dem Aufstieg den Sturz bedingte . . . Ein Unbehagen kroch über die Nerven des Lehrers. Er wandte sich ab und überlas die Verse, die er vorhin geschrieben hatte. Zum erstenmal fiel es ihm auf, daß seine Schrift nicht mehr die frühere Festigkeit zeigte, sondern eine leicht zitternde Hand verriet. War es ein Zeichen, daß er alterte? Woher die Weichheit, die er früher nie gekannt hatte, die heimliche Angst um sein Vaterland, die ihn oft nicht schlafen ließ? Seine deutschen Brüder stürmten von Sieg zu Sieg. Und doch, und doch . . .

Tripp trapp . . . tripp trapp . . . Philipp Köstlin kannte diesen anheimelnden Zweitakt, dem immer eine kleine Pause folgte. Kinderbeine sind selber wie Kinder; wo eines ist, will auch das andere sein. Und wenn so ein Strampelbeinchen eine Treppenstufe erklimmen hat, zieht es das andere nach, und beide halten dann einen Augenblick behagliche Rast und freuen sich, daß sie wieder beieinander sind. Tripp trapp . . . tripp trapp . . .

„Bist du's, kleine Maus?“ Philipp Köstlin hatte die Stubentüre geöffnet und rief die Frage in den dämmerigen Speicher hinaus. Ein Blondchen trippelte über die Schwelle, blieb stehen und machte große Augen; denn im offenen Fenster hing der Widerschein eines herrlichen Abendrotes. Aber das Staunen dauerte nicht lange. Zwei warme Kinderhände umschlossen die Hand des Mannes, der mit der freien Linken das Kraushaar streichelte.

„Du . . .“

„Was denn, Maus?“

Und nun kam's in sprudelnder Hast heraus: der Vater hatte geschrieben, und er ließ oftmals für die Päckchen danken, die ihm sein Mieter geschickt hatte, und er war jetzt tief im Boden drinn, wo ihm die Flieger nichts tun konnten, und er

hatte acht Schwarze gefangen und das Eiserne Kreuz gekriegt, und . . . und . . .

Der Lehrer ließ in schweigendem Behagen das Gepolter der Kleinen über sich ergehen. Was ihn aus den blauen Augen anstrahlte, war das vertrauende, hoffende Deutschland, das Land der Kinder, der stets sich verjüngenden Kraft. Er gab der Kleinen einen Lebkuchen, den sie im Triumph nach unten brachte, und leuchtete ihr mit seiner Taschenlampe; denn auf der schmalen hölzernen Treppe war es mittlerweile ganz dunkel geworden. Als er wieder in sein Zimmer trat, erscholl von der Stadt herauf der tiefe Ton der Münsterglocke. Der Westwind brachte von blühenden Akazienbäumen eine Welle süßen Duftes mit, und über der sanftgeschwungenen Höhenlinie der Vogesen verbläute der letzte Streifen des Abendrotes. Wie schön war es hier oben! Draußen gab es Menschen, die sich nur wunderten, daß er in selbstgewählter Einsamkeit hier hauste. Aber sie hörten nicht die Amsel singen, wenn Hederosen ihn umblühten, oder den heiseren Ruf des Häfers, wann der Silberschmuck des Raubreiters ihm zu Häupten hing. Wußten sie, daß er den stillen Glanz der Sterne, das Singen und Blühen seiner Einsamkeit hinuntertrug in seine Schulstube? Dann leuchteten die Augen seiner Kinder wie hundert Sonnen, daß in seine Seele selber ein heimliches Blühen kam.

Philipp Köstlin zündete die Lampe an, die auf dem Tische stand, und als er sein Gedicht dort liegen sah, lächelte er. Denn aus dem Gedicht sollte ein Kassenschein werden, aus dem Kassenschein aber ein Päckchen für einen Feldgrauen. So ging's jetzt immer. Was aus seiner Feder floss, wanderte an die Front, stieg dort als blaues Geträufel in die Luft oder verschwand in einen hungrigen Magen.

Neben dem Gedicht lag ein Briefbogen mit den zierlichen Schriftzügen seiner Mutter. Wie glücklich war er, daß er mit achtundfünfzig Jahren seine Mutter noch hatte! Weißt du, lieber Leser, was das ist, eine alte Mutter? Sie liebt dich mit einer Liebe, die nichts für sich will, und Tag für Tag bist du ihr erster und letzter Gedanke. Das Licht der Ewigkeit scheint herein in ihre Dämmerstunde, und in diesem Licht wird so vieles klein, was dich noch froh und traurig macht. Sie geht mit stillen Schritten durch Gang und Stube, ist schwach und gebrechlich und hilft dir doch deine Sorgen und Schmerzen tragen. Und eine heilende Ruhe geht von ihr aus, die Ruhe derer, die überwunden haben, und macht dein unruhiges Herz still und getrost.

Philipp Köstlin schlief schlecht in dieser Nacht. Aber gute Geister waren um ihn; Deutschlands Sterne leuchteten herein, und gegen Morgen war es ihm, als legte sich eine weiche Hand kühl und weich auf seine Stirne. Da sank er in ruhigen, traumlosen Schlummer. Es war die Stunde, wo im heimlichen Dorf die Mutter erwachte.

\* \* \*

Zwei Jahre später, am 24. Dezember 1918, stand im Festsaal der Mädchenschule Philipp Köstlins Klasse oben beim Klavier; er selber saß hinten auf einer Bank. Die Sonne war untergegangen; Dämmerung füllte den Raum. Die Wüsten an den Wänden standen weiß und still in dem werdenden Dunkel. Die Augen des Lehrers wanderten milde von einer zur andern. Aber die Großen vergangener Tage hatten für ihn keinen Trost. Sie sahen herab auf schmale, bleiche Mädchengesichter, auf einen gebrocheneren Mann. Ihr Haupt war von sahlem Licht umwittert, das kam von einer versunkenen Sonne, die einst dem deutschen Volk geleuchtet hatte.



Die Mädchen hatten ein Tannenbäumchen gebracht und stellten es zwischen zwei Kerzen, die sie anzündeten, so daß der dürftige Schmuck, der noch aus früheren Jahren stammte, heimlich flimmerte und da und dort ein Lichtstreifen auf ein dunkles Gewand fiel. Aber bis zu dem Mann, der hinten auf seiner Bank saß, drang das Licht nicht, und es war ihm recht so. Mit brennenden Augen starrte er auf das ergreifende Bild. So kam in diesem unglückseligen Jahr das deutsche Volk zur Krippe, arm wie die Hirten — aber nicht reinen Herzens wie sie!

„Es ist ein Reiz entsprungen  
Aus einer Wurzel zart“ —

Die Mädchen sangen das dreistimmig gesetzte alte Weihnachtslied wunderbar schön. Die Töne lösten den starren Bann; dem stillen Hörer flossen Tränen über die Wangen. Wie ein fernes Licht, lockend und seltsam, ging der heimliche Trost ihm auf, daß er stark genug sei, aus dieser Welt zu gehen und sich selber treu zu bleiben.

Und nun grüßte ihn seine alemannische Heimat. Sebels trauliches, herzinniges Gedicht von der Mutter, die ihrem Kinde das Bäumchen richtet, klang an sein Ohr. Vor wenigen Wochen hatte er seine Mutter begraben. Vorher hatte ihn der Zusammenbruch des Vaterlandes wie ein Keulenschlag getroffen. Er war damals tagelang wie betäubt umhergegangen und hatte fast gedankenlos seine Arbeit getan. Dann war er irre geworden an sich und seinem Volke. Die Menschen scherzten und lachten, tanzten, spielten Skat. Alle Lüfte tollten. Und wenn eine Hamsterfahrt nicht gelang, war die Trauer darüber groß und verdrängte die Sorge ums Vaterland. Warum ließ ihn Deutschlands Unglück nicht schlafen?

Damals war Philipp Köstlin zu seiner Mutter gefahren, und etwas von ihrer warmen Ruhe und stillen Zuversicht war auch über ihn gekommen. Sie fühlte in dem furchtbaren Zusammenbruch ein göttliches Walten und sah im Niedergang den kommenden Aufstieg. Und als er dann wieder ging, hatte sie seine Hand gestreichelt und gesagt: „An Weihnachten kommst du wieder; du weißt, du kriegst dein Bäumchen.“

Er hatte es nicht mehr gekriegt. Als er am offenen Grabe seiner Mutter stand, kam ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit über ihn. Er wurde es nicht mehr los, auch in der Schule nicht. Mit dem feinen Spürsinn, wie er heranwachsenden Mädchen eigen ist, hatten seine Schülerinnen erkannt, daß er litt, obwohl er strenge Selbstbeherrschung übte. In schweigendem Uebereinkommen, mit einer Zartheit des Empfindens, die ihm unendlich wohlthat, suchten sie ihm ihre Liebe und Dankbarkeit zu beweisen. Aber sie schritten vorwärts, der Zukunft entgegen, und er blickte zurück in die Vergangenheit, die nicht wiederkam.

Daran dachte er, als er wieder in seiner Liebessube am Fenster stand und die Lichter der Stadt heraufunkelten wie Diamanten auf schwarzem Samt. Drunten hörte er die kleine Gertrud jubeln, der er eine Puppenküche besichert hatte, und dann sang sie mit ihrer Mutter das Lied, das er selber als Kind mit seiner Mutter am heiligen Abend gesungen hatte: „Du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ — Wie ein Verchenlied schwebten die hellen, zarten Töne der Kleinen über dem tiefen Glockenklang der Altstimme.

In Philipp Köstlins Stube blieb es dunkel. Er hatte sich in den alten Korbstuhl gesetzt und sah zu, wie die brennenden Scheiter im Kachelofen leuchtende Streifen über den Fußboden warfen. Was hier das Dunkel des Raumes freundlich belebte, war Sonnenlicht aus entschwundenen Tagen, lieblicher Trug, den die Vergangenheit der Gegenwart schenkte. Das Dunkel würde bleiben. Philipp Köstlin sagte es sich mit der Bitterkeit des Einsamen. Die spärlichen Lichter, die dann und

wann noch in seiner Seele spielten, waren lärgliche Reste, Zeugen erloschener Sonnen. Bald war er ganz allein. Er wußte, daß seine zunehmende Schwerhörigkeit eine Mauer um ihn baute. Schon jetzt hatte er Mühe, das gesprochene Wort zu verstehen. Musik, die er leidenschaftlich liebte, konnte er noch restlos genießen. Wie lange noch? Wenn er ein schönes Lied hörte, wenn ein Beethovensches Adagio ihn mit Schauern der Andacht erfüllte — immer war es ein Abschiednehmen.

Auch seine Dichtkunst versagte. In all dieser Zeit des tiefsten Leidens hatte er kein erlösendes Wort gefunden.

Die Scheiter waren verglüht, und drunten war es still geworden. Philipp Köstlin schloß die Augen. Wieder sah er das Licht, näher als das erste Mal. Es zeigte ihm den Weg, und er war entschlossen, ihn zu gehen. Da kam der Friede über ihn, der höher ist als alle Vernunft. In dieser Nacht schlief er lang und tief.

\* \* \*

Von nun an trug Philipp Köstlin ein heimliches Glück mit sich herum. Das merkten auch seine Freunde und Bekannten. Er hatte nie geklagt und gemurmelt; aber seit Wochen jeden Umgang gemieden. Jetzt sah er dann und wann mit ihnen bei einem Glase Wein und ließ gutmütig und geduldig manchen Scherz über sich ergehen. Manchmal sah er träumend ins Weite und hörte nicht, was die andern sprachen. „Er dichtet!“ sagten sie dann. Sie hatten nicht unrecht. Aus geheimnisvollen Tiefen floss der Quell wieder, der verfließt war.

Man sah ihn gewöhnlich in einer der vordersten Reihen, wenn in einem Konzert hohe Kunst geboten wurde, und wunderte sich dann, daß das Paar des Sechzigjährigen in wenig Wochen weiß geworden war.

Für Philipp Köstlin waren diese letzten Tage hohe Festtage. Eine beseligende Ruhe war über ihn gekommen, ein heimliches Freuen. Lachte das Leben? Er ging der Frage nicht aus dem Wege, und er fand auch die Antwort. Er sah es mit den Augen des Scheidenden. Das wußten die andern nicht. Der Tod war ein starker Helfer; er hatte ihn, den Gebrochenen, wieder ausgerichtet, daß er sicher schreiten konnte. Weiterleben? Dann sank er wieder zusammen. Wenn er daran dachte, sagte ihn ein Grauen.

An seinem Geburtstag, einem Sonntag, schrieb er seinen letzten Willen nieder. Die alte Magd, die seiner Mutter lange Jahre hindurch treu gedient und sie in ihrer letzten Krankheit gepflegt hatte, sollte einen sorgenfreien Lebensabend haben. Auch seine kleine Maus vergaß er nicht. Das und noch manches andere schrieb er mit fester Hand nieder; alles war wohl überlegt; Verstand und Herz hatten dabei geholfen.

Als er am Abend von einer langen Wanderung heimkehrte, verlebte er in seiner Dachstube noch zwei köstliche Stunden. Die Heimat kam zu ihm mit ihren süßen Heimlichkeiten, und die Mutter war ihm fast körperlich nahe. Und die Großen des deutschen Volkes kamen und führten seine blaffen, tapfern Schülerinnen an der Hand, daß er das geschändete Vaterland nicht sehen und nicht an ihm verzweifeln sollte. Er sah kein Licht mehr von ferne leuchten; in ihm selber war jetzt das Licht und eine wunderbare Ruhe. Während er sich entkleidete, dachte er einen Augenblick daran, was wohl die Leute sagen würden, und mußte lächeln. Ihren Gott fürchtete er nicht. Der Gott der Sterbestunde ist kein Krämer, der Sünden bucht und Sünden tilgt. —

Philipp Köstlin ruhte noch eine Weile in stillem Sinnen. Dann nahm er die weißen Pulver und löschte das Licht.

## Heinz Zweifel = Brown / Zwei Gedichte.

### Die Stunde Ruhe.

Nun bin ich ganz verströmt in dich,  
Und ganz gehört dir all mein Sein,  
Kein heißes Blut mehr knechtet mich,  
Und alle Stürme schliefen ein.

Und an ihr Herz nahm uns die Nacht,  
Denn sie versteht uns und ist mild,  
Nur meine Seele träumt und wacht,  
So innig ist in ihr dein Bild.

### Regennacht.

Ein Kind weint leise durch die Nacht,  
Und leise fällt ein Regen nieder,  
Aus Seelenschächten steigt mir wieder  
Ein kleines Lied, dir zugehacht.

Doch leise fällt der Regen nieder,  
Nachtschwärmer johlen durch die Gassen. —  
In deinen Händen, diesen blaffen,  
Verrauschen Regen mir und Pieder.